

Zeitschrift: Werk - Archithese : Zeitschrift und Schriftenreihe für Architektur und Kunst = revue et collection d'architecture et d'art

Band: 64 (1977)

Heft: 5: Grossüberbauungen

Artikel: Märkisches Viertel

Autor: Ullmann, Gerhard

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-49440>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

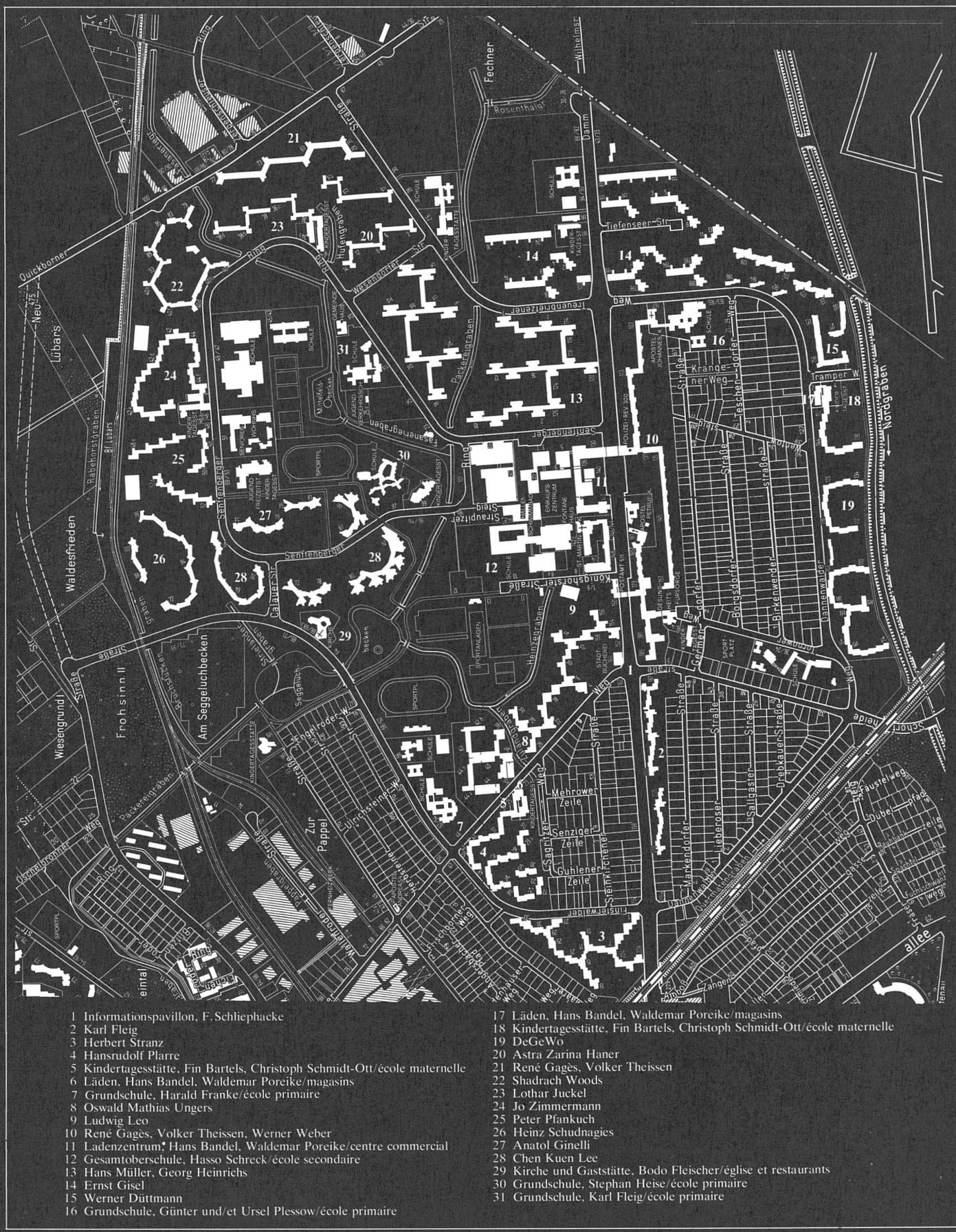
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

69 Der Plan/la situation



Gerhard Ullmann

MÄRKISCHES VIERTEL

Wohnüberbauung für ca. 45 000 Einwohner im Bezirk Reinickendorf, nordwestlich des Zentrums von West-Berlin. Realisierung: 1963–1976. Fast alle der 16916 Wohnungen sind mit öffentlichen Mitteln finanziert.

Architekten: H. Bandel, F. Bartels, K. Bergner, DeGe-Wo-Planungsabteilung, W. Düttmann, D. Enke, E. Eickhoff, K. Fleig, B. Fleischer, H. Franke, R. Gagès, E. Gisel, G. Heinrichs, S. Heise, S. Hoffie, E. Kutschera, C. K. Lee, L. Leo, H. Müller, P. Pfankuch, H. Plarre, G. und U. Plessow, W. Poreike, SAL-Planungsgruppe, F. Schliephake, C. Schmidt-Ott, H. Schreck, H. Schudnagies, H. Stranz, V. Theissen, O. M. Ungers, W. Weber, S. Woods, A. Zari- na, J. Zimmermann.

Das Märkische Viertel in Berlin geht in das dreizehnte Jahr. Stets im Mittelpunkt der Kritik, genoss es ungewöhnliche Aufmerksamkeit, die jetzt allmählich zu schwinden droht. Politiker und Soziologen sprechen bereits vorsichtig von einem Stimmungsumschwung der Bewohner, die sich in der Trabantenstadt im Norden Berlins vollzieht – eine Trotzreaktion auf die überstarke Kritik oder ein resignierendes Sich-Anpassen an unabänderliche Wohnverhältnisse?

Gestützt auf empirisch gesicherte Umfragen werden die optimistischen Meinungsäusserungen der Politiker

jedoch nicht. Nach wie vor ist die Tätigkeit der Sozialpädagogen und Sozialhelfer eine notwendige Arbeit, die zur Stabilisierung unterprivilegierter Schichten beiträgt; nach wie vor haben Abenteuerspielplätze eine wichtige soziale Ausgleichsfunktion in dieser so kunstgeschmückten, künstlich angelegten Stadt, die trotz dem kulturellen Schlussakt durch das «Fontanehaus» den Urbanitätsvorstellungen der Bewohner und Soziologen das Leben schuldig blieb und immer noch als unerfüllter Wunschtraum zwischen einem Leitbild und einer unverwechselbaren Stadtphysiognomie weiterbesteht.

Geschichte eines Sanierungsgebietes

Studiert man nur die Chronik des Hauptsanierungsträgers, der Gesobau, so liest man eine Erfolgsbilanz von Wohnungsbaugrosstaten, die ohne Beziehung zum Planungsprozess nur den äusseren Ablauf der Planung nachzeichnet. Bereits hier taucht der erste Verdacht eines einseitig gesteuerten Informationsvorganges auf, der viel vom Ziel und wenig von den politischen Hintergründen dieses Sanierungsvorhabens berichtet.

Zunächst schienen die Sanierungsmaßnahmen des Bausenators einleuchtend. Das von Norden durch eine Industriebahn, von Osten durch eine Kleinbahn, von Süden durch einen Graben begrenzte Laubengartenkoloniegebiet von ca. 392 ha hatte einen überdurchschnittlich hohen Anteil an Tuberkulose- und Rheumakranken, besass eine unzureichende Kanalisation und schlechte Verkehrserschliessung, wuchs in den Nachkriegsjahren unkontrolliert bis auf 12 000 Einwohner an – ohne eine räum-

lich wie sozial tragfähige Siedlungsstruktur zu bilden. Eine notwendige sozialpolitische Aufgabe war damit dem Sanierungsträger gegeben.

Das nächste Ziel des Stadtplanungsamtes Reinickendorf galt zunächst der Kanalisation und der Erarbeitung eines 12-Punkte-Programms, das als sozialgeographische Karte für Wilhelmsruh erste Anhaltspunkte für eine zukünftige Sanierung ergab. Es bezog sich auf:

1. Bevölkerungsverteilung (Anzahl der Personen je Erhebungseinheit);

2. Netto-Einwohnerdichte (Einwohner je Hektar Nettobau land);
3. Haushaltsdichte (Haushaltung je Wohnung);
4. Berufsgruppen (Berufsgruppenzugehörigkeit je Haushalt vorstand);
5. Einkommensquellen (der Haushalt vorstände);
6. Altersgruppen;
7. Gebäudesubstanz (Art des Gebäudes, Normalwohngebäude, Notwohnungsgebäude);
8. Gebäudesubstanz (Alter der Gebäude);
9. Wohnbestand (Normalwohnung-Notwohnung);
10. Trinkwasserversorgung;
11. Fäkalienentsorgung (Anschluss an Kanalisation);
12. Tuberkulosevorkommen.

In einem Erläuterungsbericht zum Richtplanentwurf vom 3. August 1960 des Bezirksamtes Reinickendorf heisst es zur Planungskonzeption weiter:

«Nach seiner Lage im Stadtgebiet und im Verkehrsnetz ist das gesamte Planungsgebiet als Randgebiet zu betrachten. Seine scharfe Abgrenzung durch Bahndämme und den Nordgraben lässt eine Planung als abgeschlossenen Stadtteil geraten erscheinen, dem die gesamte Verkehrs- und Bebauungsstruktur einzuordnen ist. Das bedingt eine Verkehrsplanung, die das Durchfließen übergeordneten Verkehrs vermeidet... Soweit Wohnstrassen für die neu zu errichtenden Wohnquartiere notwendig werden, soll versucht werden, durch Stichstrassen und veränderte Ausbauart sowohl Wohnruhe innerhalb der Quartiere zu wahren als auch, dem wirtschaftlichen Status der Anwohner entsprechend, niedrige Anliegerkosten zu erhalten. Durch Verbindung mit bestehenden Gärtnereien und den ostwärts der Quickborner Strasse ausgewiesenen landwirtschaftlichen Nutzflächen ergibt sich ein Netz von Grünzügen, die das Wohngebiet in „Nester“ oder „Quartiere“ teilen, die jeweils nach Grösse eigene kleine Mittelpunkte in Form von Einkaufszentren oder höheren Gebäuden erhalten sollen. Der Wohnkern am Wilhelmsruher Damm spielt hierbei die Rolle eines städtebaulichen Mittelpunktes.»

Fasst man die planerischen Überlegungen des Bezirksamtes in 10 Punkte zusammen:

1. vorhandene Pachtparzellen in Eigentumsgrenzen umzuwandeln;
2. Überschaubarkeit des Wohngebietes durch Bildung von Nestern oder Quartieren und kleineren Mittelpunkten;
3. Charakter einer Stadtrandsiedlung;
4. Schulen so zuzuordnen, dass mehrere Quartiere zum Schulbereich zusammengefasst werden können;
5. Schulen und andere Folgeeinrichtungen vorwiegend in zusammenhängende Grünzüge zu legen und zu kleinen gesellschaftlichen Mittelpunkten zu entwickeln;

6. Versorgungseinrichtungen zu berechnen nach Mindest-Nettoeinkommen eines Familienbetriebes;
7. Einkaufszentren an eine vorhandene Ladenkonzentration Ecke Wilhelmsruher Damm/Oranienburger Strasse anzuschliessen;
8. Sport- und Kulturzentrum am Segelkurch;
9. Wohnzentrum am Wilhelmsruher Damm;
10. Verkehrserschliessung unter Ausnutzung vorhandener Wege nach dem sogenannten «organischen Prinzip» von Reichow,

so werden historische Reminiszenzen an die Gartenstadt ebenso spürbar wie die Kompromissbereitschaft, städtische Funktionen durch Hochhäuser wahrzunehmen.

Individualität trotz Serienfertigung?

Doch für die Planer gab es auch ungünstige Vorzeichen. Einerseits sollte das geplante Sanierungsprojekt die exmitten Mieter der innerstädtischen Sanierungsgebiete aufnehmen (Wedding, Kreuzberg), andererseits avancierte das Projekt durch patriotische Berlin-Kriti-

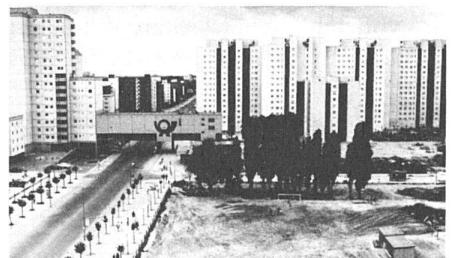
ker zum kühnen Experiment modernen Städtebaus, das, schnell zum Prestigeobjekt der Stadt geworden, die Nachfolge des international renommierten Hansaviertels antreten sollte.

Zusätzlicher zeitlicher Druck auf die Planer entstand durch die bedrohliche Wohnsituation West-Berlins als Weissen Kreises, die das Architektendreigestirn Müller-Heinrichs-Düttmann bewog, nach wenigen Monaten schon im August 1962 einen städtebaulichen Entwurf für das Märkische Viertel vorzulegen, der überwiegend durch seine zum Zentrum führende Baumasse seine räumliche Wirkung erhielt und dem Entwurfziel der Planer nahekam:

«...Stadtphysiognomie durch eine klar erkennbare Gestaltung des Außenraumes zu erreichen und durch eine differenzierte Anwendung vorgefertigter Grosstafelbauweise eine Individualität im Wohnen und eine Physiognomie in der Gestalt einzelner Gebäude zu erreichen».

Diesem mehr formal orientierten als inhaltlich ausgerichteten Planungsansatz lag, wie Wolfgang Pehnt in seinem Buch «Neue deutsche Architektur» bemerkte, ein naives Ordnungsbedürfnis zugrunde, das auf dem exemplarischen Missverständnis beruhte, die Monotonie unserer Wohnsiedlung könne mit vorzugsweise formalen Mitteln kuriert werden.

70–74 Die Architektur und das Zentrum/l'architecture et le centre



«Doch», so Pehnt weiter, «die weiten Höfe, um die sich die auf- und absteigenden Grate der Wohngebirge ziehen, sind per se für soziale Kontakte nicht geeigneter als das grüne Niemandsland zwischen den Wohnzeilen früherer Planung, solange sie den Leuten keine Gründe bieten, sich dort aufzuhalten.»

Naiver Glaube an die Form und Unkenntnis von Kommunikationsvorgängen waren es auch, die bei den Planern aus einer Konzentration der Baumassen städtebauliche Dichte erhofften und damit jenes Synonym von Dichte und Urbanität aufgriffen, das bis in die Gegenwart noch als Erfolgsformel für städtisches Planen gilt.

Im Banne der grossen Idee fielen jedoch schon in der Vorbereitungsphase wichtige Untersuchungen aus.

So 1. die gründliche Untersuchung eines überwiegend aus Faulschlamm, Moerde und Wiesenkalknestern bestehenden schwierigen und kostenintensiven Baugrundes.

So 2. die Vergleiche mit bereits gebauten Grossiedlungen.

So 3. die Untersuchungen landschaftsökologischer Daten, die der geologischen und topographischen Situation des Sanierungsgebietes entsprochen hätten.

So 4. die Einbindung der Trabantenstadt

in ein öffentliches Verkehrskonzept von Bus und U-Bahn.

An den Stadtrand verdrängt

Heute, nach dreizehn Jahren Wohnerfahrung, nach Bürger- und Studentenprotesten, ist nach den Einwänden der Kritik nur die gebaute Realität der Stadtsilhouette übriggeblieben – Bilder einer Zukunftsstadt, die immer noch an ein planerisches Missverständnis erinnern.

Man spürt den falschen Ton schon in der breit angelegten, historisch antiquierten Achse des Wilhelmsruher Damms, die vergeblich versucht, bürgerliches Leben bis ins Stadtzentrum zu bringen, die an einem Geschäftszentrum vorbei jäh an der Mauer abbricht – wie ein grosses Signal ins Ungewisse.

Folgt man diesem Begleitmotiv, so erkennt man die aufgesetzte Dramaturgie der farbigen Kuben an Karl Fleigs Papageiensiedlung, die die Optik beherrscht, doch nicht den Raum. Schon hier, in der willkürlich gezogenen Freiheit des rechten Winkels, erhält der positiv bewegte Raum der Baukörper die erste Zäsur: eine lineare Grenzziehung mit Bäumen und Bürgersteig. So wird das räumliche Pendant – die Strasse – nie als negativer,

mitgestalteter Raum bewusst: er degeneriert zum Bandmass einer Flächengrösse, das einzig und allein über den Verkehr seine funktionale Bestimmung erhält.

Auch an der Südseite der Papageiensiedlung, die mit dem Bezug zum Garten ein gewisses Mass an erweiterter Wohnlichkeit erhält, wo Kinderspielplätze und Lauben sich unmittelbar in den Bereich des Wohnens schmiegen, bleibt jede Assoziation zum städtischen Wohnen aus. Ein dunkles Treppenhaus erschliesst Wohnungen, die mehr von der äusseren Form des Gebäudes als von der inneren Flexibilität bestimmt sind.

Mit der gleichen bildbelasteten Unbekümmertheit erstreckt sich die Postbrücke als Bindeglied zwischen Postamt und dem Hochhaus von Leo, ein sichtbares Zeichen für ein Zentrum, das architektonisch ebenso anspruchslos wie geschäftlich wirkungsvoll seine Kultur-, Sport- und Konsumaufgaben erfüllt. Kirche und Kulturhaus, eine Gesamtschule und ein Schwimmbad, mit Kaufhaus, Läden und Cafés vereint, zeichnen wohl die planerischen Vorgaben eines Versorgungszentrums aus, doch ist auch hier die «Stimulation» durch die Architektur auf ein Minimum beschränkt. Man begreift bald: Ladenmiete ist ein Teil der Architektur und Kommunikation am Warenumsatz messbar.

Und was liefert der Markt? Folklore mit landwirtschaftlichen Produkten, Nachrichtenbörse für Kleinbürger, städtisches Wochenend-Happy-End? Glückliche Leute? Haben sie für solche Fragen überhaupt Verständnis, täuscht das eintrainierte Konsumverhalten über ihr wirkliches Interesse hinweg?

Und hat sich nicht auch die Deutsche Oper mit zwei Einaktern von Jacques Offenbach, dem «Ritter Eisenfrass» und den «Damen vom Markt», dem Kulturbedürfnis der Bewohner angepasst? Und – passt dies alles noch in den Rahmen einer «fachbezogenen» Architekturkritik?

Zählt man dazu die Arztpatränen, das Kino und das Café, das städtische Leben einer Konsumgesellschaft könnte nicht vollständiger in dem geregelten Nebeneinander am Marktplatz enthalten sein, und wenn nicht hier und da auf den Oberdecks der Kaufhäuser Jugendliche in den rollenden Einkaufswagen ihr Unwesen trieben – die beschreiblose Architektur wäre unbeschreiblich wie das Leben geworden, das in Zahlen nur die Ereignisse, im Wohnen nur die Miete, im Kaufen das Bezahlen als unendliche Reihe festgefügter Lebensabläufe sieht.

Vielleicht hat West-Berlins ohnehin

75–77 Das Einkaufszentrum/le centre commercial



75



76



77

geschädigtes grossstädtisches Bewusstsein an solchen austauschbaren Orten seinen städtischen Nullpunkt gefunden, an dem die so landläufig gewechselten Vokabeln von Heimat und Identität eine neue Bedeutung erfahren – denn das Stadtbewusstsein eines Römers oder Florentiners, eines Bolognesen oder Parisers trifft man in solchen städtischen Notstandsgebieten jedenfalls nicht, dort, wo man zwischen Reklameflächen schnell den Ort und die Zeit vergisst und wenig auf die Spuren des Abfalls achtet.

Man verweise nun nicht auf die vielen Funktionen: Jahrelang als Bürger am Rande des Zentrums zu leben und sich dann langsam zu entfremden, bedeutet hier nicht viel; das ist ein Vorgang, der das Bewusstsein schärft und den Blick auf die übrige Welt offenhält: Ist das zynisch, lieblos, elitär? Jugendliche und Rentner aus einem Hochhaus hatten mir ähnliche Erfahrungen berichtet; das klang vernünftig und trotzdem seltsam solitär; keine ideologische Eigenbrötelei, nein, ein fast beiläufiges Gespräch über Reise und deren Motiv brachte diese Erfahrung zutage, das dieses Fremdsein nach aussen und den Rückzug nach innen vielleicht zu erklären beginnt. Ist das noch Einzelerfahrung oder schon eine bewusstere Art von Stadterfahrung? Denn im Märkischen Viertel sind die äusseren Bedingungen dazu vorhanden:

als Festung von aussen und als Eigenheim im Innern.

Gestaltungsmotiv: Vordergrund – Hintergrund

Stadtphysiognomie war gewollt und Unverwechselbares in kleinteiligen Formen herausgekommen, und die 35 beteiligten Architekten waren ohne den primus inter pares ihre eigenen Wege in der Architektur gegangen. Was als grossangelegte Sinfonie komponiert war, wurde so unversehens zum musicalischen Potpourri und in der Euphorie des ersten Bauens metaphorisch der Öffentlichkeit als «neue Stadtlandschaft» verkündet:

«Die Stadtlandschaft ist das Gestaltungsprinzip des Städtebauers, um der Grossiedlung Herr zu werden. Durch sie ist es möglich, Unüberschaubares, Massstabloses in massvolle Teile zu gliedern und die Teile so zueinander zu ordnen, wie Wald und Wiese, Berg und See in einer schönen Landschaft zusammenwirken. Die Stadtlandschaft zeigt nicht nur eine Silhouette, sondern von den Teilen der Stadtlandschaft hat jeder seine eigene, seinem Inhalt entsprechende Silhouette. Eine neue Wohnstadt im Norden Berlins will an die Stadtlandschaft anknüpfen.»

Diese Zitate liessen sich beliebig vermehren. So spricht Stranz von einem

«extremen Individualismus der Wohnform durch zelluläres Konstruktionssystem und permutatorische Grundrissordnung, von künstlicher Sonne, die glücklich macht, und von Höfen mit Charakter: als Marktplatz im Süden, als Bastelhof im Norden».

Doch Sprache und Architektur sind da

verschiedene Wege gegangen. Der im Westen beginnende, in weitem Bogen nach Osten führende Bebauungsarm, von den Architekten Stranz, Plarre und Ungers bearbeitet, ist zunächst ein Versuch, den öffentlichen Raum als Hofraum oder Gartenraum zu binden. Das gelingt jedoch nur begrenzt.

Während Stranz seine Baumassen locker in die Höhe gruppiert und eine offene Hofform anstrebt, wird bei aller Vielfalt der gestaffelten Bewegung die Variationsbreite seiner 21 Grundrissarten nicht einsichtig, und das amöbenhafte Auswuchern von Läden und Werkstätten bleibt leere Rhetorik, weil sie in der Erdgeschosszone fehlen.

Plarres ineinanderfliessende Hofräume sind da bescheidener. In der Masse niedriger, in der Hofraumbildung überschaubarer, erheben sie nicht den Anspruch, durch ihre Architektur Innovationen beim Betrachter zu erwecken; was hier geschieht, ist eine intensivere Verbindung von Wohn- und Spielbereich, eine private Nutzung des öffentlichen Raumes, die ohne Hinweise auf soziales Glück auch in der Architektur auf jede Rhetorik verzichtet.

Bei Ungers geraten Architekturtheorie und Gestaltung erneut in Konflikt. Ganz in dem Schema positiv-negativer Raumkörper gefangen, erhalten seine Wohnräume unterschiedliches Licht und Gewicht. Tief eingeschnittene Balkone

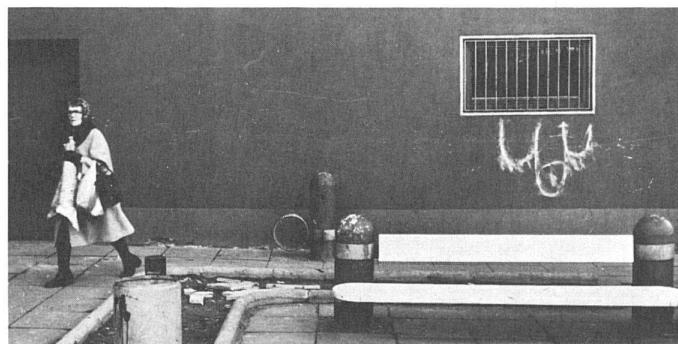
78–81 Öffentliche Räume/les espaces communs



78



80



79



81

bringen zwar eine formale Zäsur, jedoch nicht das notwendige Licht; die Ausblicke der Bewohner auf vertikale Eingangsschächte, vergitterte Eingangsbeziehe und auf tiefe, in den Nischen versteckte Balkone sind mehr die Reste einer semiotisch orientierten und pragmatisch vorgetragenen Architekturtheorie, die in der Praxis ihre besonderen Formen von Gestaltvarianten hat, die mehr an den Gesetzen der Form als an den Lebensgewohnheiten der Menschen interessiert ist und die dann übriggebliebene Restflächen zum Wohnen bestimmt.

Dem äusseren Diktat der Form schliessen sich folgerichtig die Mängel in den Grundrisse der Wohnung an: Die kleinen Schlafzimmer werden durch das Wohnzimmer erreicht, mögliche Sitzzecken im Wohnzimmer durch eine Tür zum Flur verhindert und Wohnungen nach West und Nord durch weniger Licht benachteiligt.

Im Erdgeschoss wirkt der Marsch um den rechten Winkel schon fast bedrohlich, wenn die niedrigen Geschosse, die vergitterten Eingänge in einem Gewirr von Gängen und Ecken dem Besucher Angst vor Überfällen suggerieren und in den zertrümmerten Drahtglasscheiben der Treppenhäuser die Spuren der Gewalt sich wiederfinden.

Auffallend bleibt, dass Sachschäden und Verwahrlosung mit der Zahl der Stockwerke steigen, dass also das hohe

Mass an Anonymität eine gewisse Zunahme an Gewalttätigkeit provoziert, dass die Handschrift von Aussenseitern als unbekannter Protest in das Dunkel der Treppenschächte hineinkommt. So sind auch die Fahrstühle kleine pornographische Tagebücher in den Hochhäusern, die einiges über das gestörte Kommunikationsverhältnis der Bewohner zu ihrer Umwelt erzählen.

Das über 300 m lange Wohnband des Franzosen Gagès schliesst das Geschäftszentrum nach Süden hin ab und teilt das übriggebliebene Grüngelände in diagonale Laufgräben, wohl, um ein paramilitärisches Vorfeld für exerzierende Kleinkinder zu erhalten.

Doch der Blick von dem angrenzenden 18geschossigen Hochhaus auf die Laubengeschosse ist dann freundlicher: Zwar wird das geometrische Zwangssystem gepflasterter Steinwände und linear ausgerichteter Radfahrwege bis zu den Vorgärten der Ureinwohner beibehalten, doch ist das allgegenwärtige Auto mit seinen flächenverzehrenden Parkplätzen auf die Nordseite verbannt, so dass eine grössere zusammenhängende Spielfläche in unmittelbarer Nähe des Hochhauses entsteht, die jedoch in ihrer «sinnreichen Beziehung» zum Hochhaus nur noch Ruf- und Gesichtskontakte von Eltern und Kindern erlaubt.

Der zweite Bebauungsarm geriet am Nordgraben so unauffällig in Haustyp

und Hofform, dass die ausserordentliche Zurückhaltung des von der Gesobau geleisteten Wohnbeitrags als ausserordentliche Steigerung Düttmanns aufstreben dem Betongebirge zugute kommt.

Düttmann versteht es, die grosse Form als ein rhythmisches Ganzes zu beleben, Nuancen zu setzen, die sowohl in dem Grundriss als auch in der Rhythmisierung des Gebäudes spürbar sind. Doch auch bei ihm ist vor den Hochhäusern der weite Raum als öffentliches Niemandsland zurückgeblieben, der trotz Spielwiese, Sandkasten und Abenteuerspielplatz nicht zu benennen ist.

Bei Ernst Gisel, im Ostteil des Märkischen Viertels, bestimmt die schematische Verwendung der Grosstafelbauweise wieder das architektonische Bild: Das Gebäude bleibt unggliederte Baumasse, das, ganz der Schwere verhaftet, mit den plumpen Formen der Balkonbrüstungen eine ausserordentliche Schwerfälligkeit in den Verteilergeschossen erhält. Hier schliessen sich zwei verschiedene Grundrisstypen mit je 4 Wohnungen von $2 \times 58 \text{ m}^2$, 89 m^2 , 98 m^2 Wohnfläche an.

Einen Rest von Phantasie bewahrt einzig der Chinese Lee, der seine sehr bewegte Hochhausburg unmittelbar an das Segelluchbecken heransetzt und in schiefwinkligen Grundrisssystemen der Bewegung des Gebäudes folgt. Der äusseren, reichgegliederten Bewegung der Fassade

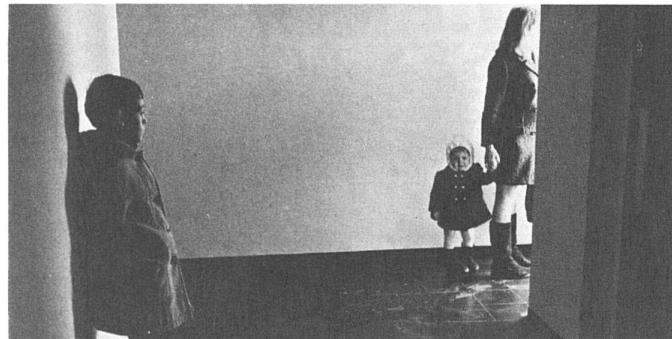
82–85 Zwischenbereiche/les espaces secondaires



82



83



84



85

folgt ein ebenso differenziertes Wohnangebot, das vom Einzimmer-Appartement bis zu 3½-Zimmer-Wohnungen reicht. Doch auch hier stösst die Grundrisslösung vereinzelt auf Kritik: Das Wohnzimmer als Berliner Durchgangszimmer ist nicht nach jedermanns Geschmack.

Doch noch einmal, einen Steinwurf von Lee entfernt, fällt diszipliniertes Wohnen in Wohnbehältern auf: Die Architekten Müller und Heinrichs stellten den über 200 m langen 14geschossigen Wohnkoloss auf monumental wirkende, doch hohlräumig angelegte Füsse, um so die schwere Wohn- (oder Miet-?) Last in eine symbolträchtige Architektursprache umzusetzen. Ganz auf den Augenschein der monumentalen Form bedacht, vergessen die Architekten ihr künstlerisches Augenmaß: Der räumliche Abstand von Gebäudehöhe und Hoffläche ist zu gross geraten, und der Besucher fühlt sich von allen Seiten beobachtet.

Acht Wohnungen gehen von dem dunklen Flur auf die Hofzeilen hinaus; der Haustyp war geplant, um der Monotonie der Zeile zu entgehen. Doch im Hofraum überfällt den Besucher das Gefühl von räumlicher Gigantomanie, das trotz Wällen, Gräben, Kulen und Bergen der Hofgartenarchitektur erhalten bleibt.

Ein spontanes Spielen wird von vornherein durch ein Reglement der Form gestaltet, denn die Bewegungen der Kinder folgen den Formen der Geometrie: ein dubioser Hofgarten für Ästheten, die hier die Bewegung zur Form und die Form zur Bewegung erklären. Wer verdenkt es den Kindern, wenn sie aus dem ästhetischen Reglement zu den Abenteuerspielplätzen entfliehen, um nach den Künstlichkeiten einfache Materialien zu erproben?

Dichotomie Architektur – Verhaltensspielraum

Fasziniert durch die Gliederung der Baukörper in rote, gelbe und blaue Farbmosaike, haben offenbar einige Kritiker den Hohlheitsgrad der Betonstümpfe übersehen, die weniger der statischen Funktion als vielmehr der Lastannahme verschrieben sind und durch labyrinthische Einblicke in die Erdgeschosszone kriminalistische Einfälle en masse fabrizieren.

Haben die Architekten tatsächlich nicht gewusst, dass mit der Anzahl der Stockwerke und der Zunahme der Mieter die Anonymität in den Hochhäusern

wächst, die Angst in den Fahrstühlen mitfährt, die die Treppenhäuser zu Bedürfnisanstalten, die Zwischenzonen zu Fluchtzonen macht?

Gewiss, Architektur stimuliert Verhalten; sie gibt den Rahmen vor, wie gross oder wie klein der menschliche Verhaltensspielraum sein kann, psychologische Faktoren also, die schichtenspezifisch von den Bewohnern unterschiedlich aufgenommen und verarbeitet werden. Doch in der verstärkten Tendenz zum abgeschlossenen Wohnen vollzieht sich gerade im Märkischen Viertel eine deutliche Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit, weil es eben in diesen Zwischenzonen die Voraussetzungen für soziale Kontaktbereiche nicht gibt.

Aber beginnt nicht da die soziale Verpflichtung der Architekten, durch sozial annehmbarere Räume Offenheit und Vertrauen wachsen zu lassen? Beginnen nicht hier die ersten Aussagen über Anonymität und Masse, die durchaus als conditio sine qua non von Architekten hätten geleistet werden können?

«Kleinmassstäblichkeit» des Wohnungsangebots

«Das Wohnen im Märkischen Viertel ist

besser als sein Ruf.» Das sagt man so hin und studiert dann Raumprogramme und Bewohnererfahrung (Grete Meyer-Ehlers). Da liest man hohe Zufriedenheitsquoten, aufgeschlüsselt nach

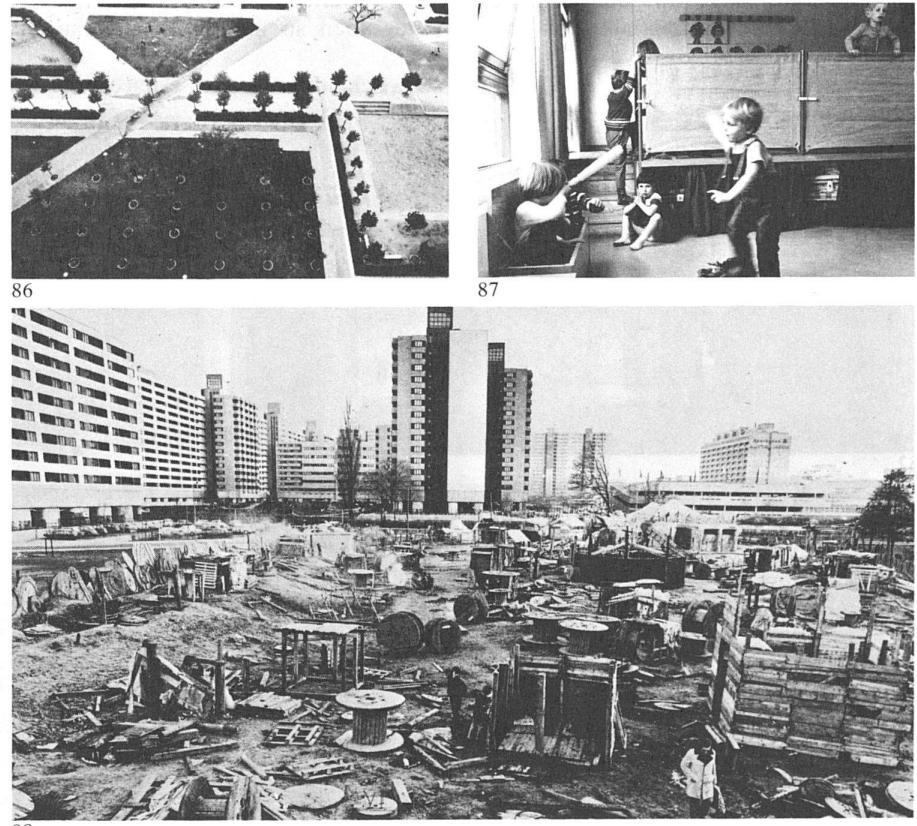
Individualbereich Kinderzimmer mit 8 m², Schlafzimmer 14–16 m²

Kommunikationsbereich Wohnzimmer und separater Essplatz (der wenig benutzt wird, im Gegensatz zum Fernsehen)

Haustechnische Räume Küche, Abstellraum und Sanitärraum Flure, die, wenn sie günstig geschnitten sind, einen grösseren Spielraum für Kinder erlauben

Doch gibt es nicht zwischen der auseinanderstrebenden «sozial-biologischen Einheit» der Familie und den sozial-ökonomischen Bedingungen des sozialen Wohnungsbaus bereits ernste Schwierigkeiten, wenn das Mass der Anoassung bei den Bewohnern nicht gross genug ist, wenn der auf Zeit gegründete Wirtschaftsverband Familie individuelle Wohnwünsche anmeldet, wenn aus fest-

86–88 Spielräume und Spielplätze/locaux et places de jeu



gemauerten Wänden eingemauerte Gewohnheiten werden?

Unabhängig von diesen Einwänden hat sich im Wohnbereich eine Konsolidierung vollzogen, die trotz den hohen Mieten (eine $2\frac{1}{2}$ -Zimmer-Wohnung mit 90 m^2 kostet 550 DM) auch die untere Mittelschicht einbezieht. Sie zeigt sich in der mehr repräsentativen als zweckmässigen Möblierung, die oft mehr als Statussymbol nachdrücklich auf den kleinen sozialen Aufstieg der Unterschichten hindeutet.

Trotzdem bleiben die Einwände gegen die nach kaufmännischen Gesichtspunkten vorgenommene Verteilung des Wohnungsschlüssels der Gesobau bestehen, die überwiegend kleinere und mittlere Wohnungen in ihr Bauprogramm aufnahm (fast 11 000 WE von 16 125 WE sind 1-, $1\frac{1}{2}$ -, 2- und $2\frac{1}{2}$ -Zimmer-Wohnungen), so dass durch das einseitige Wohnungsangebot und durch die hohe Miete eine Überbelegung der Wohnungen erfolgte und die Unzufriedenheit der Mieter wuchs.

Die Fehleinschätzung des wirklichen Wohnbedarfs resultierte nicht nur aus einem pragmatisch-kaufmännischen Denken der Gesobau, sie war auch in den Schwierigkeiten begründet, eine zuver-

lässige Prognose zu erstellen, um Rückschlüsse auf die zukünftigen Mieter zu erhalten.

Die Aufteilung des Wohnungsschlüssels zugunsten überwiegend kleinerer Wohnungen erwies sich als eine folgenschwere Entscheidung, die andere Konsequenzen nach sich zog. Denn das ergab:

- weniger Kindertagesstätten,
- weniger Schulen,
- weniger Spielplätze.

Da man durch langjährige Erfahrung weiß, dass Haushaltsgroesse und Haushaltstruktur durch die Anzahl der Kinder und durch Berufswechsel sich ändern, wäre eine grössere Flexibilität im Wohnangebot zweckmässig gewesen; dem hohen Anspruch nach «Individualität» wäre man etwas näher gekommen.

Der Wunsch der Bewohner, nach der Phase sozialer Stabilisierung ein angenehmeres Wohnen nicht mehr allein in der Zimmerzahl, sondern auch in Raumgrösse und Zuschnitt der Wohnung zu suchen, zeigt jedoch, dass die fehlende Wohnqualität auch in den Normen des sozialen Wohnungsbaus liegt. Dabei ist auffallend, dass die geistige Beweglichkeit und Initiative, die Wohnräume im

Sinne eines familiengerechteren Wohnens zu verändern, bei den oberen Mittelschichten (Beamten, Freiberuflichen, Angestellten) grösser ist als bei den Unterschichten, die oft ungeschickt mit zuviel Möblierung die geringe Wohnfläche verstellen.

Kommunikationsprobleme anderer Art haben Jugendliche. Die Chronik des Jugendtreffpunktes 'Die Brücke' gehört heute schon zur Chronik des Märkischen Viertels, und die durch Bürgerinitiativen und Elternproteste statistisch aufgebauserte Bilanz von 12 Schulen mit 268 Klassen und von 2 Sonderschulen sagt wenig über die Lernprobleme innerhalb der Schulen aus. Zunehmende Jugendarbeitslosigkeit, weniger Sozial- und Jugendhelfer verschärfen den Konflikt – aber die Polizei, so hört man, hat die Kriminalität noch fest im Griff!

In ein finanzielles Abenteuer sind auch die drei Abenteuerspielplätze des Märkischen Viertels geraten. Konflikte aus Elternhaus und Schule, aus Stadtumwelt und Spielplatznot haben die einstigen Reservate spielerischer Innovation zu Problemfeldern werden lassen, die den Betreuern bei der Verwirklichung ihrer pädagogischen Ziele zunehmende Schwierigkeiten bereiten.

Zwar sind sie von der Hofgartenarchitektur künstlichen Spielens räumlich und inhaltlich weit entfernt, doch der einst so bejubelte Wildwuchs erdhafter gebauter Architektur hat in dem Spielhaus des Architekten Kremser ernst zu nehmende funktionale Mängel gezeigt: Die Nutzungsmöglichkeiten sind durch die eigenwillige Architektur gewölbter Wände weitgehend eingeschränkt.

Bankrott eines Stadtbaumodells

Und die Stadtbaukunst, bildet sie die grosse Herausforderung im Märkischen Viertel? Julius Posener hat in einem Artikel in der «Stadtbauwelt» 38/39, 1972, grundsätzlich auf die Problematik dieser Geisteshaltung innerhalb des zeitgemässen Bauens hingewiesen und, wie ich meine, mit überzeugenden Argumenten seine Einwände begründet.

Um es als Widerspruch zu der Aufgabenstellung der Planung zu sagen: Man baut nicht unverwechselbare Stadtphysiognomie, um dann nach den «innovatorischen Prozessen» bei den Bewohnern zu fragen, zumal jede Planung schneller abläuft als ein Gespräch.

Wenn hier aus dem berechtigten Unbehagen der Bürger an der unwirtlichen Trabantenstadt die ästhetische Frage bei

89–91 Wohnungen/les logements



89



90



91

den Planern eine zunehmende Bedeutung bekam, so diente sie jedenfalls nicht dazu, den politischen Entscheidungsspielraum durch frühzeitige Informationen für den Bürger zu vergrößern, sondern eher sein Informationsdefizit zu erhalten und ihm statt dessen mit einer neuen Stadtbaukunst zu begegnen. Heute weiß man aus vielen Untersuchungen, dass auch die künstlerische Leistung des Märkischen Viertels den Kunstspruch der Planer bei weitem nicht deckt.

So hat die Willkür in der architektonischen Form die Unsicherheit der Benutzer erhöht, die Vormacht der ästhetisch abgelösten Form ein Unbehagen zurückgelassen, und wäre nicht das richtungs-

weisende Strassenschild oder die übergrößere Zahl als Orientierungsmerkmal gegenwärtig, die Schwierigkeiten einer räumlichen Orientierung wären noch grösser.

Gewiss kann man über den ästhetischen Eigenwert der Farbe, über das vermehrte Reizangebot am Bau im einzelnen streiten. Doch gerade, weil die sinngebende, aus dem sozialen Bereich entwickelte Architektursprache heute weitgehend fehlt, wird Abgrenzung vieldeutig, Raum anonym, Benutzung der Gebäude uneinsichtig. Die Freiheit der Architektur hat da ihre Grenzen, wo sie den sozialen Kontext willkürlich verletzt.

Oft wird der soziale Kontext gewaltsam intendiert: Das spürt man dann in

Gagès' 18geschossigem Hochhaus durch die Wucht geschlossener Architektur als vergleichbaren Hinweis auf Massengesellschaft und Massenarchitektur. Nur: Ist dieser monolithische Block wirklich die unabänderliche Konsequenz und die typische Form eines gesellschaftsbezogenen Bauens? Auch im Märkischen Viertel haben wir es mit einer Massenansiedlung von 17 000 WE und 55 000 Menschen zu tun. Doch die in nur wenigen Monaten geplante und in einem guten Jahrzehnt erbaute Stadt ist in ihrer Entwicklung festgelegt – nicht ihre Geschichtslosigkeit erschreckt, sondern die versteckte Art, Geschichte zu spielen: Requisiteure waren am Werk, die Achse und Marktplatz, Lauben und Hochhaus zur Collage eines eindrucksvollen Bildes verbanden; ein Bankrott der Stadtbaukunst – wie Julius Posener bemerkt –, mit dem der Senat unfreiwillig in der Öffentlichkeit hausiert.

Wenn jetzt, nach dreizehn Jahren, auch die Meinungsunterschiede zwischen Bewohnern und Kritikern des Märkischen Viertels grösser geworden sind, das Plus der Bewohner zu ihrer Umgebung das Minus der Kritiker zu überflügeln beginnt, so werden damit die Widersprüche in der Sache nicht aufgehoben; denn die Anpassung der Bevölkerung an eine unwirtliche Umwelt und die daraus entstehenden psychischen Folgen sind nur über lange Zeiträume festzustellen und längerfristig zu verfolgen, als ein ästhetisches Pro und Kontra über architekturtheoretische Fragen es vermag.

(Fotos: Gerhard Ullmann, Berlin) ■



In this issue...

fashionable exhilaration of the New.” He then goes on to discuss the project's numerous weaknesses and drawbacks which might in part be overcome or at least corrected by a number of reasonable modifications.

In his study of Sarcelles in the so called “red belt” of Paris *Pierre Louis Faloci* describes Sarcelles' surprising evolution from the stereotype working-class dormitory city to a quite lively center in Paris' suburban maze. Thanks to numerous initiatives by the inhabitants themselves the city has a remarkable density of economic and cultural opportunities, even though its rather dull “image” hasn't really changed.

Mireille Vallette's examination of the large housing block Le Lignon in Geneva is based primarily on a study of women's day-to-day life in Geneva's suburbs, currently being undertaken by the Institute of Pedagogic

Studies at the University of Geneva. She discusses the monotony of daily life in Le Lignon, which is only interrupted by the vitality of children's playing. The individual dwellings in their extremely beautiful setting become a sort of social ghetto of the family. This is due not so much to the uniform architecture itself, than to the scattered distribution of communal facilities within the compact project. However, she concludes, the situation is, in that respect, not much different in a socially mixed and architecturally picturesque Genevan “quartier” of the 19th century.

Since its early stages the “Märkisches Viertel” in Berlin, close to the Berlin wall, has been criticized as representing the failure of West-Berlin's urban planning policies. *Gerhard Ullmann's* analyses of the project attacks the scheme for its lack of communal facilities and the monotony of its architecture. He notices a clear change of the inhabitants' opinion of the

scheme from dislike to acceptance but interprets this as an expression of fatalist resignation of these inhabitants, who have had little other choice than to move from the centre – taken over by big business – out to this scheme.

Unsere Mitarbeiter/ Nos collaborateurs

Pi de Brujin, * 1942 in Holland, Architekt, Mitarbeiter an verschiedenen Projekten in London (Borough of Southwark); arbeitete für die Bauverwaltung von Amsterdam, insbesondere am Bijlmermeer und an Sanierungsprojekten in der Innenstadt.

Pierre Louis Faloci, * 1950 à Nice, architecte DPLG. A collaboré à de nombreux projets de logements sociaux à Paris (1970–1975). Lauréat au Concours du Pan (concours organisé par le Ministère de l'équipement

qui prime les dix meilleurs projets français dans le domaine du logement social). Il a publié plusieurs textes théoriques et critiques dans des revues d'architecture et d'urbanisme, notamment aussi dans *Werk*.

Gerrit Oorthuys, * 1933, Ingenieur Ir., lebt in Amsterdam, unterrichtet an der Architekturfakultät der Technischen Hochschule Delft. Veranstalter verschiedener Ausstellungen, insbesondere «Metallmöbel in den zwanziger Jahren», Gerrit Rietveld, Mart Stam, Russische Architektur 1917–1934 u. a. M.

Henry J. Schmandt, Professor für politische Wissenschaft an der University of Wisconsin in Milwaukee, Mitverfasser zahlreicher Werke über die Zusammenhänge von Politik, Ökonomie und Stadterneuerung, vor allem *Metropolitan Reform in*

Fortsetzung Seite 43